

2.4. Der Urtypus der Sprache («Ueber den Dualis«)

Den Begriff des Typus mit der Sprache in Verbindung zu bringen, war zu Humboldts Zeiten nicht unüblich. Als Beleg eine Stelle, die nachweislich auch Humboldt bekannt war. Eine Stelle aus der Feder des Naturphilosophen, der wie 2.1. bereits bemerkt, nicht ohne Einfluss auf Goethe und aller Wahrscheinlichkeit auch Humboldt war. In den *Vorlesungen über die Methode (Lehrart) des akademischen Studiums* schrieb Schelling:

Ich rede hier [...] nicht von der Wissenschaft der Sprache im abstrakten Sinn, inwiefern diese als unmittelbarer Abdruck des inneren Typus der Vernunft Gegenstand einer wissenschaftlichen Konstruktion ist.¹

Rein statistisch nimmt der Begriff des Typus in Humboldts Schriften immer mehr ab (2.1.). Er passte nicht zu Humboldts energetisch-dynamischer Sprachauffassung. Der allgemeine Sprachtypus war in den „mannigfaltig proteushaften Sprachbildungen“ nicht greifbar, aber vielleicht die ihn substantiell-gestaltende Kraft. Das ist aber nicht ein Schritt noch weiter zurück, sozusagen hinter den Typus, sondern eine Änderung der Blickrichtung. War die Suche nach dem Typus ein Blick zurück zum Ursprung, wenn auch transzendental gedacht, so muss die Frage nach der ihn gestaltenden Kraft *mit* dieser Kraft denken, nämlich teleologisch, auf Ziel und Zweck der Sprache hin. Diese Kraft, soweit sie auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache gerichtet ist, kann nicht anders als schöpferisch produktiv gedacht werden und bekommt bei Humboldt den Namen Sprachsinne (2.3.). Den Sprachsinne muss »man in jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen.«²

Auffällig bleibt aber eine Gemeinsamkeit beider Begriffe. Der Begriff Typus findet sich bei Humboldt nur in der Einzahl. Warum? Weil man sich auch transzendental nur einen Ursprung, ein Urbild denken konnte?³ Auch der Begriff Sprachsinne kommt nur im Singular vor. Und das, obwohl er nach seiner Definition VII,250 Kawi-Einleitung viele Richtungen einschlagen und dauernd vom Sprachsinne einer Nation (3.) oder Individuen (3., 4.) die Rede ist, von denen es sehr viele gibt.⁴

¹ Schelling 1990, S. 40. Humboldts Lektüre von Schellings *Vorlesungen über die Methode (Lehrart) des akademischen Studiums* ist durch einen Brief belegt, den Humboldt am 31. März 1804 von Rom aus an Karl August Brinkmann schickte (Humboldt 1939, S. 167). Dieser Brief ist aber keineswegs nur ein Zeugnis von Humboldts „Schellingsschaft“, als den ihn Walter E. Ehrhardt in seinem Vorwort zu Schellings Vorlesungen ausgibt (Schelling 1990, S. VII). Deshalb die ganze Stelle im Wortlaut: »Ich habe [...], mein lieber Freund, das Schellingsche Buch über das Academische Studium und Tieks Minnelieder gelesen. Das erste hat mir ein unendliches Vergnügen gemacht. Es ist das Kräftigste und Wesenreichste, was mir lange vorgekommen ist. Allein billigen kann ich bei weitem nicht alles. Die unglückliche Sucht, was man *a posteriori* weiß, auch *a priori* als nothwendig erweisen zu wollen, herrscht auch da. Wäre der Christ nicht gekreuzigt, wäre die ganze Ansicht der Theologie anders. Dann ist auch für mich zuviel Verachtung des Zufällig-Wirklichen darin, und die Ideen vom Staat, der Platonischen Republik und dem wahren Monarchen, in dem Gentsch leibhaftig die Bourbons zu sehen meynt, kommen mir nur wie ein Spaß vor. Ueberhaupt scheint es mir so oft der Fall, daß man bei uns in Büchern auf eine Weise spricht, über die man sich unter einander nicht ohne Lächeln ansehen könnte, und die einem selbst bloß im Augenblick des Paroxysmus plausibel ist. Es wäre viel besser die subjective Wahrheit auszusprechen, als eine objective zu erfinden, und ich - wenn ich je noch etwas thue - thue gewiß nichts anders mehr.«

² VI,22 Dualis

³ Historisch konnte sich Humboldt allerdings das von einander unabhängige Entstehen der Sprache an verschiedenen Punkten auf der Erde vorstellen. Cf. VI,201 Verschiedenheiten. Die Stelle wird Kapitel 3 besprochen.

⁴ V,414 Grundzüge und im Brief an Welcker vom 22.05.1824 [=Humboldt 1859, S. 117]: »Sprachsinne der Nationen«

Das ist kein zufälliger Nebenaspekt. Humboldt ist, was den Numerus anbelangt, sehr sensibel, das belegt die Akademie-Abhandlung, aus der letztes Zitat zum Sprachsinne gegeben wurde, die *Ueber den Dualis*. Kurz vor diesem Zitat unterscheidet Humboldt drei Punkte, hinsichtlich derer die Sprachen grammatisch verschieden sind:

- a., zuerst in der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff,
- b., dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung,
- c., endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten.

Durch den zweiten und dritten dieser Punkte, vorzüglich durch den letzten erlangt eine Sprache erst ihre grammatische Individualität, [...] Aber der erste bestimmt ihren Organismus, und ist vorzüglich wichtig, nicht bloss als hauptsächlich einwirkend auf den Geist und die Denkart der Nation, sondern auch als der sicherste Prüfstein desjenigen Sprachsinnes in ihr, den man in jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen muss.⁵

Und diesen ersten Punkt spricht Humboldt nun in puncto »Zweiheitsplural«⁶ ausführlich durch. »Der Begriff der Zweiheit [...] gehört dem doppelten Gebiet des Sichtbaren und des Unsichtbaren an.«⁷ Was das Sichtbare anbelangt, so führt Humboldt mehrere Dinge an:

- »eine Gruppe von zwei Gegenständen zwischen einem einzelnen und einer Gruppe von mehreren [hebt sich] von selbst, als im Augenblick übersehbar und geschlossen heraus.«⁸
- die »Theilung der beiden Geschlechter«⁹
- die »Bildung [...] [des menschlichen] und der thierischen Körper in zwei gleiche Hälften und mit paarweise vorhandenen Gliedmassen und Sinneswerkzeugen«¹⁰
- »die Zeit bestimmenden Gestirne, Tag und Nacht, die Erde und der sie überwölbende Himmel, das feste Land und das Gewässer u.s.f.«¹¹

Was sich der Anschauung so überall gegenwärtig zeigt, das trägt der lebendige Sinn natürlich und ausdrucksvoll durch eine besondere gewidmete Form in die Sprache über.¹²

Was das Unsichtbare anbelangt, so wurzelt

In dem unsichtbaren Organismus des Geistes, den Gesetzen des Denkens, der Classification seiner Kategorien [...] der Begriff der Zweiheit noch auf eine viel tiefere und ursprünglichere Weise: in dem Satz und Gegensatz, dem Setzen und Aufheben, dem Seyn und Nicht-Seyn, dem Ich und der Welt.¹³

⁵ VI,21 Dualis

⁶ VI,22 Dualis

⁷ VI,24 Dualis

⁸ VI,24 Dualis

⁹ VI,24 Dualis

¹⁰ VI,24 Dualis

¹¹ VI,24 Dualis

¹² VI,24 Dualis. Die Stelle ist parallel zu den Sprachsinnsstellen VI,23 u. 27 zu lesen. Während VI,23 dem Zitat vorausgeht, folgt VI,27 dem Zitat. VI,23 lautet: »Die Sprache ist [...] kein blosses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht der Redenden, [...] Was [...] aus der Aussenwelt und dem Innern des Geistes in den grammatischen Bau der Sprachen überzugehen vermag, kann darin aufgenommen, angewendet und ausgebildet werden, und wird es wirklich nach Massgabe der Lebendigkeit und Reinheit des Sprachsinns, und der Eigentümlichkeit seiner Ansicht.« VI,27: »Ob was den Menschen innerlich und äusserlich bewegt, in die Sprache übergeht, hängt von der Lebendigkeit seines Sprachsinnes ab, mit welcher er die Sprache zum Spiegel seiner Welt macht.«

¹³ VI,24/25 Dualis. Stetter 1997, S. 510 machte darauf aufmerksam, dass in *Grundzüge* V,453 aus dem Denkgesetz der Dichotomie der Dualis notwendig folgt. In der Parallelstelle dazu in *Vom grammatischen Baue* VI,347 fehlt der Passus allerdings (4.).

In der Sprache aber nimmt »die Zweiheit eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst,« ein.¹⁴ Es folgen die berühmten Worte: »Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede« und dass »in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus« liegt.¹⁵

Das Wort muss [...] Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. I c h und E r sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heißen mit andren Worten I c h und N i c h t - i c h . D u aber ist ein dem I c h gegenübergestelltes E r .«¹⁶

Humboldt vollzieht hier keinen logischen Schluss, sondern lediglich einen sprachlich analogischen.¹⁷ Es ist nicht zwingend vom doppelten Vorkommen einiger Körperteile auf eine grundsätzliche Dichotomie zu schließen. Außerdem haben doppeltes Vorkommen und sich ergänzende Gegensatzpaare außer der Zweiheit nichts gemeinsam. Das Trennende ist größer als der gemeinsame Bezugspunkt. Gerade am Gespräch, in dem Humboldt den Urtypus der Sprache erblickt, ist dies evident. Wäre keine Verschiedenheit, wäre der Dialog nicht nötig. Die Erfahrung der Andersheit des Anderen macht Sprechen nötig. Auch wenn Humboldt später den Begriff des Urtypus selbst nicht mehr benutzt, der mit ihm gefasste Sachverhalt bleibt Humboldt wie 2.1. erwiesen zentral, und auf ihn wird deshalb in dieser Untersuchung immer wieder Bezug zu nehmen sein (4., 5.3.3., 6., 8.2.).

Dabei wird immer wieder dem Trugschluss entgegenzuarbeiten sein, vom symmetrischen Vorkommen von Körperteilen und sich gegenseitig ergänzenden Gegensatzpaaren auf einen symmetrischen Dialog zu schließen. Auch wenn dies die Rede von Humboldts Akademieabhandlung *Ueber den Dualis* suggeriert, man darf nicht vergessen, dass die freie Konversation »eine bestimmte und verhältnismäßig junge Form des Miteinander-Sprechens« ist (8.1.).¹⁸ Nicht jeder und vor allem nicht jede war immer und überall legitimiert zu sprechen. »Die Frau schweige in der Gemeinde!« schreibt Paulus im ersten Brief an die Korinther Kap. 14, 34. Das war Entmündigung im wahrsten Sinne des Wortes. Auch heute sind nicht alle berechtigt mit allem und jedem zu sprechen. Insofern stellt der Dialog eher ein Ideal dar als einen Urtypus, aus dem alle anderen Formen der Kommunikation fließen. Dieser Gedankengang ist Humboldt auch nicht fremd, wie 5.3.3. und 8.3. gezeigt wird.

¹⁴ VI,25 Dualis

¹⁵ VI,26 Dualis

¹⁶ VI,25/26 Dualis. Cf. Trabant 1990, S. 108, Scharf 1994, S. 164, 165

¹⁷ Mit dieser Einschränkung etwa ist auch Stettens Behauptung 1997, S. 414, 415 zu kommentieren: »Je gelungener eine sprachliche Prägung ist, zu desto gelungeneren Prägungen verhilft sie dem Denken, das sich ihrer bedient, denn das Gelingen wie dessen ästhetische Anschauung, die hierbei ins Spiel kommt, beflügeln, verleihen dem Geist Schwung. Das Telos der im Urtypus beschriebenen Struktur liegt in der Individuierung des Gedankens im treffenden Wort. Der griechischen Nation muß ein besonderer Sprachsinne innewohnt haben, daß sie eine Form wie den Dualis geprägt hat.«

¹⁸ Schlieben-Lange 1983, S. 91